

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blich.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Francesca stand ruhig und starr da, und mit freiem, offenem Blick sah sie von der Mutter zu Mario, dann begann sie: „Was ich getan habe, bereue ich keinen Augenblick; ich kann es vor meinem Gewissen verantworten.“ Da fuhr er wild auf: „Aber du bringst dich ins Gerede und uns alle!“ „Auch dich etwa?“ Fest sah sie ihn an.

So erkläre ich dir heute klar und bestimmt, daß du dir keine Hoffnung mehr zu machen brauchst; ich werde niemals deine Frau!“

„Checca!“ rief die Mutter entsetzt.

Er aber stand leichenbläß und keines Wortes mächtig da und starrte sie mit zornfunkelnden Blick an.

Endlich fragte er mit heiserem Ton: „War das dein letztes Wort? Du gibst mir den Abschied?“

Ergst und kumm nickte sie nur. — Da stürmte er hinaus mit unterdrückten Flüchen, und wild lief er den Hügel hinunter.

Sie aber, um den Tränen und Jammerworten der Mutter zu entgehen, schloß sich in ihrem Zimmer ein. —



Schlacht von Verdun: Zäuberung von Franzosennestern durch die Deutschen im Nabenwalde. Von Prof. W. Baraschewits.

„Zuwohl, auch mich!“ schrie er zornig. „Ein jeder weiß es hier, daß ich dich zur Frau begehre!“

„Ich habe dich nicht ermutigt dazu!“

„Das gewiß nicht! Aber du weißt, wie heiß ich dich liebe! Dennoch dich liebe!“

Sinnlos, wie rasend, lief Mario davon. Er achtete nicht auf den Weg noch die Richtung, wütend und fluchend lief er weiter und weiter. Eins nur tobte in ihm, eins nur beherrschte ihn, eins nur trieb ihn weiter: Rache! Rache!

Auf einmal war er vor dem Wirtshaus des Giacomo. Er

ging auf die Terasse und forderte in barschem Tone Wein. — Die kleine, freundliche Rosita, die ihn bediente, erschrak vor seinem wilden Blick.

Hastig trank er sein Viertelliter aus und verlangte noch ein zweites. Auch das leerte er in wenigen Zügen.

Dann lief er weiter wie geheßt. Und auf einmal, als er in der Nähe des Klosters war, kam ihm Bruno entgegen.

Der Weg war schmal und an ein Ausweichen war nicht mehr zu denken. Plötzlich standen sie sich gegenüber.

Selbst Bruno, der nicht ängstlich war, erschrak vor dem tierischen, wilden Blick seines Gegners.

Einen Augenblick lang sahen sie sich in wildem Haß an.

Dann beherrschte sich Bruno und sagte ruhig: „Geben Sie den Weg frei!“

Doch nun erst recht pflanzte Mario sich breit auf und rief drohend: „Hier ist kein Platz für Sie!“

Da drehte der andere sich lächelnd um und schied sich an, den Pfad zurückzugehen.

Mario aber packte ihn von hinten und schrie in rasender Wut: „Steh still, du Schuft, ich habe mit dir abzurechnen!“

Sofort hatte auch Bruno den Gegner gefaßt.

Aber der andere war stärker und hatte einen besseren Griff. „Du hast mir meine Braut gestohlen, du Lump!“ schrie er und schlug wie ein Tobstüchtiger mit seinem dicken Stod auf Bruno los.

Ein wuchtiger Hieb auf den Kopf, und Bruno sank nieder, verlor das Bewußtsein und kollerte den Abhang hinunter.

Nun erst, als er seinen Todfeind da unten mit blutendem Kopfe liegen sah, nun erst erkannte Mario, was er getan hatte.

Ein Grausen und Entsetzen packte ihn.

„Santa Madonna!“ schrie er, bekreuzte sich und lief davon in wilder Angst, daß niemand ihn hier bemerkte.

Wohl eine Stunde lang lag Bruno hilflos und verlassen da. Ein paarmal rief er matt um Hilfe, doch niemand hörte ihn.

Endlich fand ihn ein heimkehrender Mönch. Schnell holte er sich Beistand. Zwei andere Mönche brachten eine Bahre, und so trug man den Bewußtlosen ins Kloster.

Zehn Minuten später war der Arzt da. Der erkannte Bruno sofort. Dann begann die Untersuchung.

Die klaffende Kopfwunde war schwer, aber nicht lebensgefährlich. Außerdem war beim Sturz der rechte Fuß gebrochen.

Als Bruno alles das hörte und die fragenden Blicke der Umstehenden sah, erklärte er mit mattem Lächeln: „Ich hatte fehlgetreten und bin so den Abhang hinuntergestürzt.“

Doch der Arzt verbot ihm jedes weitere Wort, um ihn nicht zu erregen. — Eine Stunde später trug man ihn hinauf in sein Zimmer nach der casa bianca.

Mutter Theresa, als sie das alles sah, brach laut schluchzend zusammen. Doch der Arzt führte sie sofort hinaus.

Und Francesca, bleich und starr, stand da wie eine Bildsäule. Das Entsetzen lähmte sie fast.

„Er hatte das Unglück, abzustürzen“, sagte der Arzt.

Sie nickte nur — sie wußte es besser. Dann gab ihr der Arzt die weiteren Weisungen für die Nacht.

Eine Pflegerin lehnte sie ab — sie selbst wollte ihn pflegen.

„Aber der Kranke muß unbedingt Ruhe haben, jedes Wort schadet ihm“, ermahnte sie der Arzt, als er ging.

Francesca versprach alles, ernst und feierlich stand sie da. Als sie aber mit dem Kranken allein war, da wurde auch sie überwältigt von der Schwäche, und schluchzend sank sie am Bett nieder.

Matt lächelte Bruno ihr zu und legte seine Hand auf ihr Haar.

Dann sagte er leise: „Nun wird nichts aus unserer Reise!“

„Ruhe, um Gottes willen Ruhe!“ bat sie.

Er aber erwiderte ganz matt: „Es ist ja nicht so schlimm. Und du wirst mich nun ja gesund pflegen, nicht wahr?“

„Ja, das will ich — aber nun bitte, nichts, gar nichts mehr reden!“ flehte sie innig.

Da nickte er ihr mit glücklichem Lächeln zu. Und eine Viertelstunde später umfiel ihn ein linder Schlummer.

Betend sah sie an seinem Lager. Und mit Gewalt zwang sie ihr wehes Aufschluchzen zurück, um ihn nicht wieder zu erwecken.

Erst, als er fest eingeschlafen war, schlich sie sich auf ein paar Minuten hinaus, lief in ihr Zimmer, und dort, einsam und still, weinte sie bitterlich.

6.

Schwere Tage und kummervolle Nächte kamen.

Die Kopfwunde war, wie sich am nächsten Tage herausstellte, doch viel gefährlicher, als man zuerst angenommen hatte. Die größte Schonung und die sorgsamste Pflege waren notwendig, um ein Unglück zu verhüten.

Francesca war unermüdlich; sie wich nicht vom Lager des Kranken und wachte mit angstvollen Augen, daß ihm nichts geschehe, was Schaden konnte; oft schlief sie kaum eine Stunde.

Manchmal, wenn Bruno bei Bewußtsein war, suchte er auf dem Bett nach ihrer Hand und streichelte sie zärtlich, — sprechen durfte er ja noch immer nicht.

Einmal aber, als er nachts erwachte, fragte er ganz leise: „Wo ist er geblieben? Weiß die Polizei von der Sache?“

Und ebenso leise antwortete sie: „Niemand ahnt den wahren Sachverhalt. Er ist in Genua. Sowie sein Haus hier verkauft ist, geht er nach Brasilien, so schrieb er vorgestern.“

„Gott sei Dank“, flüsterte Bruno und schlummerte mit befriedigtem Lächeln wieder ein.

So vergingen die ersten beiden Wochen.

Immer war man noch in Angst und Zweifel, ob nicht eine Wendung zum Schlechten eintreten könne, und fortbauend war die aufopferndste Pflege und die größte Schonung geboten.

Erst am Ausgang der dritten Woche war die Krisis überwunden, und da erst erklärte der Arzt, daß nun, obschon die Genesung noch fern lag, wenigstens keine Lebensgefahr mehr da war.

Francesca atmete erleichtert auf und schied ein Dankgebet zum Himmel.

Als es Weihnachten wurde, sagte Bruno mit matter Stimme: „Aber einen Christbaum mußt du mir anzünden, hier vor meinem Bett; ich habe bisher stets einen Baum gehabt, und der heilige Abend wäre ohne Freude für mich, wenn ich diesmal keinen haben sollte.“

Mit Tränen der Freude beruhigte sie ihn: „Du sollst auch in diesem Jahre einen haben.“

Dankbar streichelte er ihre Hand.

Und schon am nächsten Tage brachte sie einen schmutzen, kleinen Tannenbaum, den sie vor seinem Lager aufstellte.

Als sie dann dabei war, den Baum zu schmücken, betrachtete er sie unausgesetzt und konnte sich nicht satt sehen an dem Liebreiz ihrer Gestalt. Und als sie mit dem Ausputz fertig war, bat er sie durch einen Blick zu sich heran.

Lächelnd trat sie an sein Lager.

„Wie bist du schön, du Liebe, du Gute“, sagte er mit glücklicher Stimme, „nie habe ich dich mehr bewundert als eben jetzt.“

Zärtlich kosete er ihre weiche Hand.

Und sie legte den Kopf in seine Hände und weinte stille Tränen der Freude.

Am heiligen Abend kam auch ein Brief von Berner aus Rom.

Der gute Junge ahnte nicht, was seinem Freunde und Meister geschehen war. Voll Enthusiasmus schwärmte er noch immer von der Schönheit der ewigen Stadt und war überglücklich, daß er nach Herzenslust arbeiten, aber auch bummeln konnte; vor April wollte er nicht kommen.

Bruno lächelte stillvergnügt. Dann erzählte er Francesca von dem lieben Kerl, den er so ins Herz geschlossen hatte.

„Was der für Augen machen wird, wenn er unseren Roman erfährt“, sagte er still lächelnd, „und was er erst für Augen machen wird, wenn er dich sieht! Oh, er ist ein feiner Kenner von Frauenschönheit, sicher wird er für dich schwärmen!“

Da wurde sie ein wenig rot und verlegen.

Und er fuhr leise fort: „Aber er ist ein herzensguter Mensch, ich kann ihm vertrauen, übrigens bin ich gar nicht eifersüchtig.“

Lächelnd drückte er ihre Hand.

Abends dann, als der Baum angezündet war, kam auch Mutter Theresa ins Zimmer. Längst schon war ihr heimlicher Groll gegen den Maler geschwunden und hatte einer aufrichtigen, herzlichen Teilnahme Platz gemacht, und auch sie hatte alles getan, was in ihren Kräften stand, dem Kranken zu helfen.

Freundlich und herzlich begrüßte sie Bruno. Dann holte Francesca die Laute und sang ein stimmungsvolles Weihnachtslied.

So feierten sie das Friedensfest, und so kam auch über die drei Menschen ein stiller, heimlicher Friede, der ihre Blicke voll Hoffnung in die Zukunft richtete.

Auch den Januar und den halben Februar mußte Bruno noch liegen, und erst anfangs März durfte er zum ersten Male wieder ins Freie hinaus.

„Ach, diese Winde, nun wieder Gottes herrliche Lust atmen zu können!“ Freudentränen kamen ihm.

Das Herz war zum Überquellen voll von nie gekannter Wärme, und die Seele hörte Töne, als fänge und klinge alles ringsum.

Leben! Oh, du heilige Wohltat, du freudespendernde Kraft! Befeligt sah er da und ließ dies Wunder, dies nie gekannte Erlebnis auf sich wirken.

Francesca stand abseits; sie ahnte, was in ihm vorging; sie wollte ihn nicht stören.

Und dann kam der Frühling, der holde, lächelnde Geselle, der mit vollen Händen seinen jungen Blütenreichtum über die Welt streut. Tausende und Tausende gelber Primeln blühten an den Grabenträndern, und auf den grünen Wiesen leuchteten Millionen Sternblumen und Zylamen und Arokus.

Und eines Tages war über die ganze Campagna ein Schleier von Duft und Rauch und eine Zartheit ausgebreitet, alles stand in Blüten, die Kirichen und Pirsiche, die Apfel und Birnen. Nicht satt sehen konnte er sich an dieser Schönheit ohnegleichen. Und alles, was an Lust und Freude in ihm lebte, wurde lebendig in ihm, und alles rang nach einem Ausdruck. Und auf einmal entschlüpfte seinen Lippen ein jubelnder, ein jauchzender Glückslaut.

Ganz erstaunt trat Francesca zum Hause heraus.

„Was ist denn los?“ fragte sie lächelnd.

Und ebenso lächelnd erwiderte er: „Ja, so ein Mensch bin ich nun; kaum, daß ich die Augen wieder aufmachen kann, muß ich auch gleich laut tröhen.“

Sie setzte sich still lächelnd zu ihm.

Da legte er ihre Hand auf die seine und sagte: „Schau da hinunter, und dann sag mir, ob einem dabei nicht das Herz aufgehen muß, wenn man nicht ein ganz großer Stoddsch ist!“

Stumm und glücklich nickte sie ihm zu.

„Und dir, Geliebte, dir danke ich so viel!“

„Oh, nicht doch!“

„Ja, du hast mich mit so viel treuer Liebe gehegt und gepflegt, daß ich dir mein Leben lang dafür dankbar sein muß!“

„Sag doch nicht so etwas“, bat sie still.

„Doch, doch! Nie werde ich dir das vergessen!“

Dann wieder ein langes Schweigen. Hand in Hand saßen sie da voll stummer Glückseligkeit.

Plötzlich sah er sie mit schelmischem Lächeln an und fragte: „Sag, Liebste, wie kam es, daß du gerade mich erwähltest, daß du gerade an mir Gefallen fandest?“

Sie lächelte, errödete aber ein wenig, und endlich erwiderte sie: „Wie kommst du denn darauf?“

„Das interessiert mich doch.“

„Aber warum nur?“

„Nun, einfach deshalb, weil du doch schon genug Heiratsanträge abgewiesen hast.“

„Du weißt das?“

Heiter nickte er: „Am ersten Tage, als ich dich sah und mich nach dir erkundigte, erfuhr ich es.“

Sie kämpfte ihre leichte Verlegenheit zurück und antwortete ruhig: „Ja, es ist wahr. Ich hätte schon dreimal heiraten können. Ich tat es nicht, — aus Angst.“

Erstaunt sah er sie an.

Und ruhig sprach sie weiter: „Die Ehe meiner Eltern war nicht glücklich. Der Vater war eine herrische und harte Natur, und die Mutter hatte unsagbar viel zu leiden. Das hat mich eingeschüchtert. Und von all den Männern, die mich heiraten wollten, war keiner so ganz frei von dem, wovor ich am meisten Angst hatte.“

„Und was ist das?“

„Daß in einem so engen Verhältnis, wie eine gute Ehe es sein soll, nie Eigenart des Charakters beachtet wird. Von allen Männern, die ich kennen lernte, erhoffte ich dies nicht. Ganz böse oder ganz hart war keiner, aber sie waren eitel, unverträglich oder auspruchsvoll, — und ich bin nicht leicht genug veranlagt; als daß ich schnell genug darüber hinweggekommen wäre. Deshalb blieb ich so lange ledig.“

Erstaunt und mit verhaltener Bewunderung sah er sie an. Nie hatte er sie so ernst über die Ehe sprechen hören. Dann fragte er, innig ihre Hand drückend: „Und bei mir hoffst du zu finden, was du suchst?“

Froh und glücklich blinnte sie zu ihm auf: „Ja, Liebster, das hoffe ich, denn ich fühle, daß es geheime Fäden gibt, die uns verbinden, die uns zueinander ziehen. Und ich fühle, daß kein Mißverständnis je imstande ist, uns zu entzweien, weil unsere Liebe viel zu groß, viel zu rein und zu opfermutig ist.“

Da küßte er in stillem, innigem Glück ihre beiden Hände.

Von nun an machte die Genesung zusehends Fortschritte. Seine gesunde Natur half ihm jetzt mit Macht vorwärts.

Eines Tages kam Mutter Theresia mit einem Briefe zu Francesca. Mario schrieb aus La Plata. Er bat um Verzeihung für alles, was er getan hatte, und sagte zugleich Lebewohl für immer.

„Möge er glücklich werden, der arme, ich habe ihm längst verziehen“, sagte sie leise.

Und Mutter Theresia legte den Arm um sie und fragte: „Was aber wird nun aus dir, Checca?“

Da erwiderte sie still zufrieden: „Weißt du das wirklich noch nicht, Mutter?“

„Du willst ihn also heiraten?“

Francesca nickte. „Sowie er ganz gesund ist, machen wir Hochzeit.“

Die alte Frau schwieg und ließ den Kopf sinken. Sie hatte es kommen sehen. Und sie wußte, daß sie machtlos dagegen war.

„Also werde ich nun einsam bleiben“, sagte sie mit leiser Bitterkeit. Gutherzig umfaßte sie die Mutter. „Du bleibst ja hier in deinem Häuschen, das dir schon eine zweite Heimat geworden ist. Du wirst nun ohne Sorgen leben können. Und jeden Winter werden wir bei dir sein.“

Die Alte nickte und gab sich still zufrieden, denn sie wußte, daß sie sich nun ja fügen mußte.

Mitte März war Bruno bereits so weit hergestellt, daß er sich ernstlich mit Zukunftsplänen beschäftigte.

Zunächst ließ es ihm keine Ruhe, bis das angefangene Bild vollendet war. Er hatte in diesen Tagen der Genesung oft und ernst darüber nachgedacht, und er fühlte jetzt, daß es für ihn eine künstlerische Notwendigkeit war, dies Bild zu malen.

Gleich am nächsten Tage wurde von neuem mit der Arbeit begonnen. Und nun, im Vollgefühl der frisch erwachten jungen Kraft, ging es mit Riesenschritten vorwärts.

In kaum vierzehn Tagen war das Bild vollendet.

„Nun, was sagst du?“ fragte er Francesca, als sie sinnend davor stand und es betrachtete.

Nach einem Weilschen sagte sie: „Von Malerei verstehe ich ja gar nichts. Darüber also kann ich nicht urteilen. Aber das kann ich dir ganz offenherzig sagen: als Ganzes wirkt es auf mich direkt überwältigend. Und so wird es wohl allen naiven Beschauern ergehen. Der Ton und die Stimmung ist ganz herrlich getroffen; wie ein schönes Gedicht wirkt es. Man kann es nicht lange genug ansehen. Immer neue Feinheiten findet man heraus. Und ich kann mir auch keine bessere Benennung als „Sehnsucht“ denken, denn das gerade ist es, was so aus dem Bilde zu mir spricht, diese tiefe, innerliche Sehnsucht nach etwas ganz Großem und Schönerem.“

Dankbar und freudig umfaßte er sie und erwiderte: „Und was an dem Bilde gut geraten ist, mein Schatz, das danke ich dir, jawohl, ganz allein dir. So, und nun lassen wir es trocknen, und dann geht es sofort nach Berlin auf die große Kunstausstellung. Ja, was die Berliner für Augen machen werden!“ Ehrlich erirent lachte er laut auf. „So ein schönes Mädchen haben sie ihr Lebtag nicht gesehen.“

„Spötter, du!“ Ganz rot wurde sie.

Er aber küßte sie innig und stumm, voll Glück.

Eben als er sein Malgerät zusammenpackte, kam der Postbote und brachte eine Depesche.

„Hurra! Der Berner kommt!“ jubelte er.

„Hierher zu uns?“ fragte sie schnell.

„Aber natürlich, Schatz! Jetzt nur rasch Platz geschafft. Ich werde mich mit einem Zimmer begnügen, dann wird es sich schon einrichten lassen.“

Sofort wollte sie ins Haus gehen, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Doch er hielt sie zurück.

„Ich habe einen großartigen Gedanken“, begann er heiter.

Fragend sah sie ihn an.

„Wir spielen dem Jungen eine kleine Komödie vor und tun, als seien wir nur gut bekannt und nicht mehr. Nun, was meinst du dazu?“

Sie war ein wenig erstaunt. „Warum denn das?“ fragte sie gutherzig lächelnd.

„Aber das macht doch einen köstlichen Spaß“, rief er fröhlich, „und die Überraschung nachher ist um so größer. Ich sehe schon jetzt das erstaunte und verblüffte Gesicht des guten Jungen!“

Nachdenklich schwieg sie.

Doch er, um ihr Bedenken zu zerstreuen, fuhr schnell und lustig fort: „Du mußt nämlich wissen, daß er mir solche Verliebtheit gar nicht zutraut. Nein, nein, ich spreche ganz ernsthaft! Denn früher war ich ein ganz eingefleischter Junggeselle. Wohl zehnmal hat man es versucht, mich zu verheiraten, aber allen Schlingen entging ich glücklich! Und der gute Junge ahnt doch nicht, daß ich hier endlich meine Meisterin gefunden habe, die mein Herz in Fesseln geschlagen hat.“

Sie lächelte zwar, aber sie schwieg auch jetzt noch. Denn alles, was sie eben von ihm hörte, war ihr ganz neu; nie hatten sie darüber gesprochen.

„Nun, ist es dir recht, Schatz?“ fragte er heiter, indem er sein Gerät aufnahm. „Wir brauchen ja den Scherz nicht zu übertreiben. Vielleicht nur ein paar Tage lang — und wenn er nichts merkt, nun dann eben ist ja die Überraschung um so gelungener. Also machen wir den Spaß, nicht wahr?“

„Aber wenn dir daran liegt, natürlich; ich bin doch kein Spielverderber“, antwortete sie endlich mit leichter Überwindung.

Dankbar nahm er ihre Hand und küßte sie warm und herzlich. Dann ging er mit seinem Gerät ins Haus.

Sie aber sah ihm sinnend nach, zum ersten Male war es, daß sie seine Handlungsweise nicht recht verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Starke Seelen.

Novellette von Carl Gauchel. (Nachdruck verboten.)

Nus! Vorbei! Was er einst in glücklicheren Tagen sich vom Leben erhofft und ersehnt hatte, versank wie ein Schemen ins dunkle Nichts. Die glänzende Karriere, der Glanz sorgenlosen Daseins, ein Leben voll reichen Glückes an der Seite eines ge-

schaft, als Einsatz gegeben im Spiel und — er hatte es verloren. — Es war aus mit ihm. Hans Egon richtete sich im Bett auf und stützte den wirren Kopf.

Die Gedanken tobten da oben gegeneinander, irrlühten hin und her, schmerzten und brannten und höhnten und grinsten.

Müde, apathisch glitt der Blick durch das Zimmer. Alles wie gestern, wie ehedem und doch — wie anders.

Da war er aufgesprungen mit fröhlichem Pfeifen, voller Lust und Daseinsfreude, gleich mit den Füßen in die Stiefel und dann hinaus ins fröhliche, herrliche Soldatenleben.

Richtig, da über dem Stuhl hing auch der Uniformrock. Den mußte er nun auch ausziehen. Das ging nicht anders. Für Leute, die spielen und Ehrenscheitern machen und sie dann nicht zahlen können, ist in der Armee kein Platz mehr.

Im Armelaufsicht lag stecken weiße Zettel. Er zog sie hervor und sah sie durch. Visitenkarten, das Stück einer Weinkarte, Blätter eines Notizbuchs. Und auf allen Zahlen und Namen, immer wieder Zahlen. — Siedend heiß stieg die Angst ihm zu Kopf.

Mit einem Sprung war er draußen, duckte sich gehörig ab und vollendete mit bebenden Händen seine Kleidung. — Ob auch der Kopf schmerzte, ob auch die Zunge wie ausgedörrt gegen den Gaumen lag, er setzte sich zuerst mit den Papieren an den Schreibtisch und rechnete die Summen zusammen.

Zwölftausend Mark. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen und rechnete nochmals. Die Summe blieb dieselbe. Und morgen mittag mußte sie bezahlt sein. Da ließ Hans Egon verzweifelt den Kopf auf die verschränkten Arme sinken und stöhnte laut auf.

Er wußte, er war fertig. Das Glück hatte ihn verlassen, der Ernst des Lebens fing an. Mühsam sammelte er die wirren Gedanken, er mußte zum ruhigen Nachdenken kommen.

Etwa dreitausend Mark konnte er ja aufbringen, auch fünftausend, vielleicht sechstausend. Mehr nicht.

Und damit lag das Resultat schon vor ihm. Man würde ihn dem Regiment anzeigen, er würde entlassen werden. Dann blieb nur noch eins. Eine Kugel oder Amerika, das Land der verachteten Existenzen.

Ah bah! Was hatte das Leben denn noch für einen Reiz? War's nicht das einfachste, jetzt kurze Fünfzehn zu machen?

Seine Gedanken spielten schon mit dem Revolver, da fiel sein Auge auf das Bild über seinem Schreibtisch.

Er zuckte zusammen. Er sah die lebenswahren Augen dieses Mannes in der Generalsuniform da oben, er sah diese Vateraugen fest und durchdringend auf sich gerichtet und ihm war, als

Zer brüllte Arrog in ystria: Semmelfreiger betreiben die Engländer aus einer Cafe. Nach einer Zeichnung von Bruno Wichter.



liebten Weibes, geachtet und geehrt von dem Lebenskreise, in den Geburt und glückliche Begabung ihn gestellt, alles das sank hin in Nacht und Nebel, verlor Wesen und Schein, würde niemals wahr werden, würde niemals wieder auf seinem Lebenspfade erblühen; weggerissen war das alles, ausgelöscht hatte er selbst es mit eigener Hand, hingegeben für den Rausch einer einzigen Nacht, geopfert, weggeworfen in der wahnsinnigen Verblendung der Leiden-



Panorama von Salona in Albanien.

„Sprächen die bärtigen Lippen wie einst: „Im Glück nicht stolz, im Unglück nicht verzagt!“ — Und diese Worte rüttelten ihn auf.



Verwundetentransport in den Vogesen. Hospit. Eberth, Kassel.

Es war wahr, er war leichtsinnig gewesen, bodenlos leichtsinnig, als er gleich am ersten Abend im Jodelklub Besitz und Zukunft auf eine Karte setzte, er, der nie vorher ein Kartenblatt berührt hatte. Und wenn er jetzt einfach die Flinte ins Korn warf und seinem



Hauptmann Bundeke, einer unserer erfolgreichsten Kampflieger. (Mit Text.)

Leben ein jähes Ziel setzte, was würde gewonnen sein?

Gewiß, er wäre rehabilitiert, kein Mensch würde seinen Ruf anzutasten wagen, aber sein innerstes moralisches Empfinden sagte ihm — eine

in dem Ernste der Lage sein jugendhaftes Draufgängertum zum festen, zielbewußten Mann reifte. Und unter diesem Gelübde stehend, setzte er sich nieder und schrieb mit fester Hand sein Abschiedsgesuch.

Da, mit einem Male, während des Schreibens, trat es vor ihn wie eine leuchtende Vision.

War das alles notwendig? War das alles nicht Humbug?

Närrischer Ausfluß eines übertriebenen Ehrbewußtseins? Er brauchte ja weiter nichts als den Waffenrock anzuziehen, den Helm aufzusetzen und hinaus ins Vieldienertel zu fahren. — Er wußte, es kostete ein Wort, eine Frage und Hellen Rodemann, die einzige Tochter des bekannten Millionärs, war seine Braut. Hunderte von Händen würden

Sühne würde das nicht sein. Vor kurzem hatte er in Sudermanns „Es war!“ ein Wort gelesen, das sich ihm tief in die Seele prägte: „Nichts bereuen, aber besser machen!“ Und das wollte er, er schwur es sich zu in diesem Augenblicke, wo in der Not und



Admiral Eduard v. Capelle, Nachfolger des Staatssekretärs v. Tirpitz. (Mit Text.)



Der Hafen von Chauny an der Aisne. Phot. Dr. Herm. Reichling. (Mit Text.)

sch ihm öffnen, er würde morgen die Ehrenschild doppelt und dreifach zahlen können und sein Ehrenschild würde rein bleiben.

Wäre es wirklich so? Würde seine Ehre blank und unbefleckt aus dieser Affäre hervorgehen? Er liebte Hellen doch, und wenn nicht dieses Leichtsinnsgeistes gestern alles so ganz geändert haben würde, wäre er im Laufe der nächsten Tage ja doch den Weg gegangen, der jetzt wie ein Rettungsanker sich ihm bot.

Aber er schüttelte diese Versuchung ab. Ihm war, als würde er erst dadurch entehrt und beschmutzt. Jetzt, gerade jetzt war dieser Weg ihm verschlossen. Und so schrieb er denn das Gesuch zu Ende und bat bis zur Erledigung um Urlaub.

Dann brachte er das Schreiben selbst zum Brieffasten und machte verschiedene Gänge.

Sein Plan stand fest. Alles, was er besaß, wollte er flüssig machen, sein Hauswesen auflösen, den Hausrat und die Kunstgegenstände, die sein schönheitsliebender Vater zusammengetragen hatte, wollte er verkaufen, die Schuld sollte abgetragen werden und mit dem Rest des Erlöses wollte er drüben überm großen Teich eine neue Existenz gründen.

Wider Erwarten gelang es ihm, für den Verkauf seiner Mobilien einen Unternehmer zu finden, der ihm in Baufch und Bogen achttausend Mark bot. Er nahm das Anerbieten an und siedelte noch am selben Tage in ein bescheidenes Mietzimmer um, wo er in Ruhe die Erledigung seines Gesuchs erwarten wollte.

Und als er erst am andern Vormittag seine Schuld beglichen hatte, löste sich auch der Druck von seiner Seele und er konnte wieder voller Zuversicht, wenn auch ernst der Zukunft entgegenschauen.

Die folgenden Tage vergingen ihm wie im Fluge. Er hatte in Handelskreisen Verbindungen angeknüpft und hatte damit den Erfolg, daß ihm von einem bedeutenden Exportgeschäft für Südamerika ein Vertrauensposten angeboten wurde. So war wenigstens seine nächste Zukunft gesichert und er konnte ruhig und ohne Sorge dem Kommenden entgegentreten.

Nur ein Gedanke machte ihm Schmerz und ließ jedesmal eine tiefe Bitterkeit gegen sein Schicksal in ihm emporsteigen.

Er hatte wohl Hellen entlastet, er hatte sich eingeredet, daß er jetzt nicht würdig sei, ihr Leben an das seine zu fesseln, er hatte seinen ganzen Stolz aufgegeben, um seine Gedanken von ihr zu lösen, aber dem Gefühl der Liebe konnte er keinen Raum geben.

Im Gegenteil, gerade jetzt, wo sie ihm verloren war, flammerte sich sein Herz an diese Liebe mit einer Wärme, mit einer Inbrunst, wie er sich einer solchen nicht fähig gehalten hatte.

Und aus diesem Gefühl heraus schrieb er ihr zwei Tage vor seiner Ausreise von Bremen aus einen langen Brief, in dem er ihr, die er in all der Zeit nicht wiedergesehen hatte, alles bekannte: seinen Leichtsinns und seine Schuld, seine Liebe und seinen Kampf. Und indem er sie bat, ihm nicht zu zürnen und ihm, dem Fernen, ein freundliches Andenken zu bewahren, ließ er unbewußt fast, nur von der Sehnsucht nach einem Abschiedswort von der Geliebten getragen, die flehentliche Bitte einschieben, ihm ein letztes Lebenszeichen an Bord seines Dampfers zu senden.

Aus den Schornsteinen der „Eduna“ quollen schwarze Wolken hervor, anzeigend, daß die Maschinen schon unter Dampf standen und daß in wenigen Stunden das stolze Schiff seinen Kampf mit den Wogen aufnehmen würde.

Noch aber lag es ruhig am Kai, durch breite Landungsstege mit dem heimatischen Boden verbunden, und wartete der Gäste, die in seinem sicheren Schutz der neuen Welt entgegenzogen wollten.

Unter den andrängenden Reisenden befand sich auch Hans Egon. Die wenigen Wochen hatten genügt, um aus dem eleganten, leichtlebigen Offizier einen ernsten, festen Menschen umzuschaffen, der nicht nur neue Hoffnungen, der auch den festen Willen zu ehrlicher, treuer Arbeit mit hinübernahm in die neue Heimat.

Sinnend stand er an der Reeling und schaute hinüber nach dem Land, wo jetzt die Landungsbrücken eingezogen waren und eine gewaltige Menschenmenge tücherfchwenkend einen letzten Abschiedsgruß herüberschickte. Schon begannen die Maschinen zu stampfen, die Schiffstapelle spielte nach alter Sitte:

„Muß i denn, muß i denn
Zum Stäblein hinaus!“

und in mehr als einem Auge erzitterten die Tränen.

Hans Egons Angesicht verfinsterte sich. Ihm winkte dort keiner einen Abschiedsgruß zu, er ließ dort drüben keine Püde auf, was dort an Herzen einst für ihn geschlagen hatte, moderte schon in der kühlen Erde.

Und Hellen? Bis heute war er von ihr ohne Nachricht.

In diesem Augenblicke berührte eine Hand seine Schulter, eine süße Stimme flüsterte schüchtern: „Hans Egon?“ und als er sich überrascht und bestürzt umsah, stand Hellen Rodemann vor ihm.

„Um Gottes willen, Hellen, was ist geschehen?“

Eine namenlose Angst bebte in seiner Stimme.

Da schob das Mädchen seinen Arm in den des Mannes und sagte ernst: „Wo du bist, will auch ich sein!“

Und als Hans Egon immer noch verwirrt und voller Angst fragte: „Und dein Vater, Hellen, weiß er —?“

Hob das Mädchen die Hand und zeigte auf einen Herrn, der in der Nähe der Kajüttreppe stand und diskret wartete.

Es war der Kommerzienrat.

Da zog es wie Frühlingsähnen durch die Seele des jungen Mannes, innig zog er den Arm des Mädchens an sich und sprach mit bebenden Lippen: „Wir wollen zum Vater gehn!“

Hans Egon ist nicht nach Amerika gegangen. Von England aus lehrte er mit Braut und Schwiegervater zurück in die alte Heimat. Und ein neues Blühen hub an, schöner und hoffnungsreicher denn je zuvor. Zwei stolze Seelen hatten ihren Wert erkannt und sich gefunden im Vertrauen und Liebe.

Der erste Streit.

Von Rosa Gerheuser-Stuttgart. (Nachdruck verb.)

Sie hatte sich wie ein Kind darauf gefreut — auf den ersten Streit! — Seit den ersten Tagen ihrer Ehe hatte sie mit kindlicher Neugierde und Spannung darauf gewartet und sich dafür heimlich vorbereitet mit kluger Überlegung! Es müsse sich doch mit einem Rechtsanwalt tödlich streiten lassen, dachte das neunzehnjährige, neugebadene kleine Frauchen! Und je bald der erste Streit hervorgerufen wurde, desto besser; es hing doch alles von dem ersten Streit ab, die ganze Zukunft!!

Und sie hatte sich die Versöhnung so „himmlisch“ ausgemalt, wie ihr Gatte nach beendetem Kampf reumütig zugeben würde, daß seine kleine Frau doch recht habe! Dann wäre ihre ganze Zukunft gesichert, dann würde sie erst wissen, daß sie eine wirklich glückliche Ehe eingegangen sei. Und nun waren sie sechs volle Wochen verheiratet, so ein altes Ehepaar, und standen noch immer vor dem ersten Streit!

Nicht daß es an Evchen lag, daß der erste kleine Krieg so lange auf sich warten ließ; o nein! sie hatte ihr möglichstes getan, um die große Eheprobe herbeizuführen, aber es war ja gerade zum Verzweifeln — ihr Gatte sagte zu allem Ja! Das war doch nicht immer die Art eines Rechtsanwaltes!!

Die kleine Frau schaute von ihrer Stiderei auf zu dem ihr gegenüberstehenden Gatten: behaglich im ledernen Sessel zurückgelehnt, zog er an einer türkischen Zigarette und ließ blaue Ringelchen in die Luft steigen; sein Angesicht strahlte von innerer Zufriedenheit, als er sein hübsches, kleines Frauchen mit liebevollem Nacheln betrachtete. „Willst du mir nicht ein wenig vorspielen heute abend, Evchen? Die hübsche Arie aus der „Lustigen Witwe“?“

„Ach nein, Karl, ich mag heute abend nicht,“ schmollte Evchen; „übrigens paßt die lustige Witwe“ durchaus nicht in einer neuen Ehe, wie die unsrige!“

„Du hast recht, liebes Herz!“ lachte Karl gut gelaunt, „da wollen wir lieber Karten spielen“, und er stand auf und holte die Karten hervor.

„Wir haben ja gestern abend Karten gespielt, Karl, es wäre doch ein wenig langweilig, heute schon wieder, meinst du nicht?“

„Ach ja, ganz recht, Liebchen; da will ich dir etwas vorlesen, das Neueste von Frenssen!“

„Das habe ich doch schon längst gelesen, das weißt du doch, Karl!“

„Verzeih, Schatz, das hatte ich ganz vergessen; dann lese ich dir lieber die Tagesneuigkeiten vor!“

„Aber die interessieren mich ja gar nicht, es kommt ja doch nichts Neues vor.“

Karl lachte herzlich. „Du hast recht, Evchen, da hast du ein kluges Wort gesprochen! Meines Gedichte sind das Schönste, was ich dir vorlesen könnte, nicht wahr, Schatz?“

„Weißt du nicht, daß ich Gedichte gar nicht mag; immer das selbe Gezeim! Puh! Alle die Mädchen in der Pension dichteten, meterweise; sie konnten mich aber nicht dazu bringen, ihre poetischen Ergüsse zu lesen! Re, ich danke!“

„Bravo, Evchen! das freut mich ordentlich, ich will dir's ehrlich gestehen! Jetzt bin ich doch gewiß, daß ich an dir eine ausgezeichnete Hausfrau habe, die den Braten nicht anbrennen läßt, während sie Verse in ihr Album schreibt!“ Und der junge Mann küßte lachend sein kleines Frauchen.

Sie schob ihn fast unsanft von sich.

„Laß doch, Karl, ich habe Kopfschmerz heute abend!“

„Du armes Kind!“ rief Karl mit inniger Teilnahme, „ich hole dir köstliches Wasser und klinge gleich für eine Tasse Tee!“

„Nein, Karl, nein! Laß das! Ach! ich habe ja gar kein Kopfschmerz!“ — Aber — du bist einfach entsetzlich!! Wenn du nur einmal

„Nein“ sagen könntest!“ schluchzte sie auf einmal. „Ich habe mich ja wie ein Kind darauf gefreut — auf den ersten Streit! Darauf

kommt ja alles an, es ist eine Zukunftsfrage, hat Mama gesagt! Aber mit dir ist es einfach unmöglich, zu streiten, du sagst zu allem Ja! Schon auf der Hochzeitsreise gabst du immer nach: als du nach Genf wolltest, wollte ich lieber nach Montreux, und da warst du gleich Feuer und Flamme für diesen Plan, obgleich du damit die Begegnung mit deinem besten Freund in Genf aufgeben mußtest! Ach, du warst schrecklich," schluchzte sie, "nicht einmal dann hast du 'Nein' gesagt, als ich im Nebel auf den Rigi hinauf wollte! Du gingst mit wie ein Lamm! Ich wußte wohl, daß wir nicht die leiseste Spur von einer Aussicht haben würden, und du tatest doch, als ob es dir tolossalen Spaß machte, um vier Uhr morgens aus dem warmen Bett zu kriechen und in wollene Dedden bis an die Nase eingehüllt, frierend hinauszugehen! Ach, mich fror zum Gotterbarmen, aber du lachtest wie ein Schuljunge, der zum erstenmal im Leben einen Ausflug macht; du warst aber der einzige, der gelacht hat, die andern schimpften fürchterlich!"

Sie weinte still vor sich hin. Sagte Karl noch nichts? Nein — Karl lehnte sich zurück in seinem Sessel und betrachtete das schmollende, schluchzende Kind mit einem überlegenen und doch so gütigen Lächeln, als sagte er: „Endlich haben wir's heraus!" „Und seit wir zurück sind in unserem neuen Heim ist dir alles recht!" kam es wieder hinter Evchens Taschentuch hervor, „man könnte wirklich glauben, du behandelst mich wie ein kleines Kind: Ja, Schatz, ja, Evchen, ja", sagst du den ganzen Tag!"

„Warum sollte ich nicht Ja sagen zu allem, was dir Freude macht, Evchen!" sagte endlich ihr Gatte, „wir sind doch ein Herz und eine Seele! Ich hab' dich ja so lieb!"

„Aber die besten, verliebtesten Menschen haben doch nie und da Meinungsverschiedenheiten! Von dir hätte ich es erwartet, als Rechtsanwalt! Sogar letzte Woche, als ich die Kartoffeln angebrannt hatte, hast du sie gegessen, die ganze Schüssel voll, mit einem Lächeln, daß einem die Geduld reißn mußte!! Ja, die ganze Schüssel voll hast du verschlungen, als wäre es das köstlichste Gericht! Schon bei dem Geruch davon ist mir übel geworden! Puh! es war einfach schändlich von dir!"

„Du vergiffest, Evchen," sagte ihr Gatte gelassen, „daß ich letzte Woche einen so schrecklichen Schnupfen hatte, daß ich weder etwas riechen noch schmecken konnte; außerdem kam ich von einer sechsständigen Sitzung und hatte tolossalen Hunger!"

„Und als ich, vierzehn Tage nach unserer Heimkehr, den Vorschlag machte, die alte Tante Ursula mit Hund und Papagei einzuladen, hattest du nicht einmal etwas dagegen!"

„Warum kam sie eigentlich nicht, Evchen?" fragte ihr Gatte lächelnd.

„Ach!" antwortete sie kleinlaut, „ich habe sie gar nicht eingeladen; ich wollte lieber zuerst ein wenig tüchtiger in der Haushaltung werden, und — und — wir hatten ja immer noch nicht unseren ersten Streit gehabt! Aber ich seh's ja jetzt ein," fuhr sie fort, „mit dir kann man einfach nicht streiten; es ist gerade, als ob du es darauf abgesehen hättest! Streiten muß einmal jeder normale Mensch; es ist wahrhaftig ein Scheidungsgrund, wenn du nie 'Nein' sagen kannst!"

„Es tut mir leid, Evchen!" sagte ihr Gatte mit größter Ruhe. „Du weißt, ich bin der friedfertigste Mensch, den es auf Erden gibt, und wenn du dich darum scheiden lassen willst, Schatz, dann muß ich es eben darauf ankommen lassen! Es wäre allerdings der allerneueste und modernste Scheidungsgrund: wegen allzu-friedlichen Zusammenlebens!"

Evchen schaute verstohlen zu ihrem Gatten auf! Also nicht einmal mit dieser Drohung konnte sie ihren friedfertigen Gatten aus dem Gleichgewicht bringen, und sie wollte sich doch ganz gewiß nicht von ihm scheiden lassen!

Da sprang sie auf und warf ihr Taschentuch auf den Boden; mit glühendem Gesichtchen strahlte sie ihren Karl an, und ihm um den Hals fallend, rief sie jubelnd: — „Ach was! die Leute sollen sagen was sie wollen über den ersten Streit! Ich bringe es einmal nicht zustande; und ich brauche es nicht erst zu erproben, ich weiß es ja, ich habe den liebsten, besten Mann in der ganzen Welt!"

Löwenzahnsalat.

Der Löwenzahnsalat, den man als sogenannten „Nöhre-Salat" in der österreichischen Küche sehr zu schätzen weiß, weil er neben gutem Geschmack auch eine blutreinigende und erfrischende Wirkung auf den menschlichen Organismus ausübt, ist bei uns viel zu wenig bekannt. Freilich bieten ihn im Frühjahr die Kräuterfrauen auf dem Grünzeugmarkte aus, aber da das Sammeln ziemlich mühsam ist, so lassen sie sich diese Frühlingskräuter hoch bezahlen. Man sollte deshalb selbst auf Wiesen und Feldern nach diesen, schon im zeitigen Frühjahr hervorsprossenden zarten, gelblichgrünen Blättern des Löwenzahn (Leontodon

Taraxacum) auf die Suche gehen und die kleinen Stauden recht tief im Erdboden abschneiden, denn gerade in den zarten Blattstielen steckt der Wohlgeschmack und der heilkräftige Saft dieses Frühlingskrautes. Es ist ratsam, beim Sammeln und auch beim Ruben der Löwenzahnstiele und Blätter die Hände durch Handschuhe zu schützen, da der Saft des Löwenzahns flebrige, schwarze Flecken an den Fingern verursacht, wie man ja das auch beim Kettenmachen der Kinder aus den ausgewachsenen Stielen beobachten kann. Nach gründlichem Waschen der gelesenen Blätter und Stiele gibt man Salz, Pfeffer und sehr reichlich feines Provenceröl daran, mengt gut unter und läßt den Salat eine Viertelstunde stehen. Dann erst vermischt man ihn mit stark gezuckertem Weinessig oder Zitronensaft. Auch mit zerlassenenem und verflüchttem Speck angemacht, schmeckt der Salat gut. Beim Anrichten belegt man ihn mit gevierteilten, hartgekochten Eiern und reicht ihn zu Mührei, Bratkartoffeln, Kartoffelpüree und allen Arten gebratenen Fleisches. Der pikante, etwas bitterliche Geschmack erinnert an den Endivienalat, nur ist Löwenzahnsalat viel zarter und der Gesundheit zuträglicher, weshalb er für das Frühjahr sehr empfohlen werden kann. M. Kn.

Frühlingsfahrt.

Durch Deutschland fuhr ich von Westen nach Osten, Da sah ich jeden auf seinem Posten. Ich spürte grenzwärts das deutsche Schwert, Wie stark wir bewacht, wie wohl bewehrt. Am Rhein sah ich rosig die Fruchtbäume blühen, Auf roter Erde die Hochöfen glühen, Jedes Feld, jeden Garten in Treue bestellt, Im Saatengrün die deutsche Welt.

Es rollten die Wagen auf eisernen Wegen Und trugen Regimenter dem Feind entgegen, Und überall, wo sie uns selbstgar begegnet, Hat ein helles Hurra uns gegrüßt und gesegnet. Auch andere Wanderer kamen, die Blasen, Die verbraucht und verwundet die Front verlassen, Die Stillen, die blutig gezeichnet der Krieg, In den tiefen Augen den schwersten Sieg.

Und Frauen waren, die Wunden heilten, Die mütterlich Tod und Schmerzen teilten, Und Landsturmlente, die ernsthaft wachten, Und hellblonde Mädel, die herzhast lachten, Viel Kindervolk, das am Gang sich konnte, Das Krieg und Not nicht kümmern konnte, Auf allen Straßen wertvolles Gut, Kriegsspielender Knaben jungfräisches Blut.

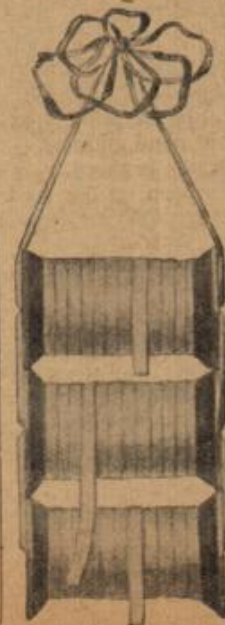
Der Frühlingswind fuhr vor mir her Vom Burgunder Land bis zum Baltensee. Froh hab' ich verstanden sein stolzes Klingen, Die Kinder sah ich am Wege mitgingen. Ich hör' es im Vorüberfahren In tauend Dröhnen mächtig brausen, Und rastlos rief's der Räder Rollen: Daß sie uns nicht verderben sollen!

Clara Brich.

Fürs Haus

Sandhalter aus Zwirnrollen.

Wir alle lieben es, unsere Wäsche mit farbigen Seidenbändchen zu durchziehen und so ihren Reiz zu erhöhen. Mit unserem Bildchen bringen wir einen praktischen, kleinen Halter für diese schmalen Seidenbänder, der an der Tür des Wäschechrantes aufgehängt wird und nun immer zur Hand ist, wenn man seiner bedarf. Er wird aus einfachste aus drei großen Garnrollen von Zwirn, Stidseide usw. hergestellt, von denen man die Papieretiketten abweist und die man dann, wenn sie nicht schon braunlackiert sind, mit weißer oder farbiger, zur Wäschechranteinrichtung passender Emailfarbe anstreicht. Man wickelt sodann die schmalen Bänder auf, für jede Rolle eine andere Farbe wählend, steckt deren Enden einseilen fest und verbindet die drei Rollen kreuzweis durch schmales, durch die Löcher geleitetes und oben zu einer Schlinge mit vollen Schleifen geknüpft. Seidenband miteinander zu dem netten Halter, der sich nach Belieben auch noch durch eine oder zwei Rollen vermehren läßt.



Unsere Bilder

Hauptmann Buddete, einer unserer erfolgreichsten Kampfflieger, kurzzeitig auf dem türkischen Kriegsschauplatz, erhielt in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen des Ritterkreuz mit Schwertern des Kgl. Hausordens von Hohenzollern.

Admiral Eduard v. Capelle, der Nachfolger des Staatssekretärs v. Tirpitz. Eduard v. Capelle gehört der Marine seit dem Jahre 1872 an. 1876 wurde er Leutnant z. S., 1887 Kapitänleutnant. In dieser Stellung nahm er an Bord der Kreuzerfregatte „Leipzig“ an der Expedition zur Bekämpfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika teil. Sein letztes Kommando hatte er 1896 als Korvettenkapitän auf dem Panzerschiff „Weissenburg“. Seitdem war er im Reichsmarineamt tätig, zunächst in der militärischen Abteilung, dann in der Staatsabteilung, bis er 1904 als erster Seeoffizier in der Stellung eines Direktors an der Spitze der Verwaltungsabteilung trat und hier nach und nach zum Konteradmiral, Vizeadmiral und (1913) zum Admiral ernannt wurde. 1912 wurde ihm der erbliche Adel verliehen; schon vorher hatte ihn der Kaiser durch Verleihung d. r. Brillanten zum Roten Adlerorden 2. Klasse besonders ausgezeichnet. Im Mai 1914 wurde er mit der Wahrnehmung der Geschäfte des neu errichteten Unterstaatssekretariats im Reichsmarineamt betraut und damit Stellvertreter des Staatssekretärs Tirpitz. Als v. Capelle Anfangs November 1915 krankheitsbedingt zur Disposition gestellt wurde, verlieh ihm der Kaiser den Roten Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern.

Der Hafen von Chauny an der Aisne.

Für die fast unglaubliche Rücksichtslosigkeit, mit der die Engländer ihre Bundesgenossen behandeln, sind in Belgien und Nordfrankreich zahlreiche sprechende Beweise zu finden. So vernichteten sie vor ihrer Flucht aus Antwerpen die Hafenanlagen und setzten die Vorräte in Brand. Sie schossen die reizvollen, reichen Badeorte an der belgischen Küste in Trümmer, das ganze flandrische Land zeigt Spuren englischer Zerstörungslust, und auch in Nordfrankreich vernichteten sie während ihres Rückzugs im Sommer 1914 alles Erreichbare. Der Hafen von Chauny an der Aisne, den unsere Aufnahme zeigt, mit seinen von den Engländern verjagten französischen Schleppfähnen ist ein kleiner Beweis dafür, daß sie das Wirtschaftsleben ihrer Bundesgenossen ebenso wie das ihrer Gegner durch diesen Weltkrieg tunlichst stören wollen.



Die bulgarischen Königsöhne an der Westfront. Rechts: Kronprinz Boris, in der Mitte: General von Einem, links: Prinz Ahrill.

Allerlei

Brot- und Mehlsorten in der Vergangenheit. Wie bei so vielen Einrichtungen, die ihre Entstehung plötzlich auftauchenden Bedürfnissen verdanken und bei denen man vergessen hat, daß dergleichen schon einmal früher bestanden hat, so ist es auch bei unseren Brot- und Mehlsorten der Fall. Schon das Mittelalter kannte solche. In den Chroniken und Verordnungen der mittelalterlichen Städte findet sich fast immer die Bestimmung, daß wer Korn mahlen oder Mehl baden lassen wollte, ein „Wortzeichen“ d. h. eine von einem städtischen Beamten ausgestellte Marke vorweisen mußte. Ohne diese durfte kein Müller oder Bäcker Ware verkaufen oder einen Auftrag annehmen. Die Marken mußten sie, wie es in der Schlettstadter Verordnung von 1379 heißt, in eine „verschlossene Büchse“ tun und wieder der Behörde übergeben, so daß diese genau den Verbrauch kontrollieren konnte.

Ein Grobian. Im Lager bei Buzelwitz teilte Friedrich der Große alle Mühseligkeiten mit dem geringsten seiner Krieger. Einst an einem späten Abend ging er gedankenvoll mit Zietzen zwischen den Wachtfeuern umher. Ein Reiter war eben damit beschäftigt, einen Kuchen von Mehl und Eied zu backen. Der König rief die Mahlzeit und sagte freundlich zu dem Reiter: „Dein Kuchen riecht ja herrlich!“ — „Das glaub' ich,“ entgegnete der Soldat, ohne sich umzusehen, „aber Euch soll er nicht in den Zähnen festsitzen bleiben.“ — „Ist Euer Name?“ riefen jetzt einige seiner Kameraden, was tust du? Es ist ja der König!“ — Der Reiter hielt ihre Rede für Scherz, sah immer noch nicht auf und versetzte: „Was liegt daran, wenn's auch der König ist!“ — „Hier werden wir schwerlich zu Tisch geladen,“ sagte Friedrich zu Zietzen, „wir wollen nur weiter gehen!“

Der Nutzen der Vögel. Wenngleich auch der Nutzen der Vögel allgemein anerkannt wird, so schenken die meisten den gesiederten Sängern doch noch zu wenig Beachtung, namentlich in der warmen Jahreszeit. Die Meise verzehrt mit ihren Jungen Hunderte von Raupen; die Nachtigall kämpft unablässig gegen Larven und Ameisenheere; die Amsel ist von früh bis spät tätig, das Land von Schnecken, Erdflöhen usw. zu reinigen; die Grasmücke stellt Fliegen, Käfer und Schnecken nach; der Fliegenschwapper ist bekanntlich ein sehr eifriger Insektenjäger; die Schwalbe kämpft auch gegen die lästigen Fliegen, namentlich in Viehställen, wo sie mit Vorliebe nistet; das Rotkehlchen fängt in einer Stunde 600 Fliegen; die Lerche ist ein Feind der Würmer, Grillen, Heuschrecken und Ameisenheere; die Drossel vertilgt Erdflöhe und Heuschrecken massenhaft; die Wachtel vernichtet Regenwürmer; die Bachstelze verzehrt den Kornwurm in Mengen;

der Zaunkönig braucht zu seiner Nahrung 600 Insekten; die Eichel vertilgt Waldinsekten; selbst der Spatz verzehrt täglich 300 Raupen. Auch die übrigen Vögel leisten Großes in der Vertilgung von Insekten, Würmern, Käfern und Raupen. Ohne die Vögel würden offenbar die Früchte in Feld und Garten vom Ungeziefer vernichtet werden. Die Vögel sind also die besten Freunde des Landmanns. Grund genug, sie zu schützen und auf Käfen und sonstiges Raubzeug, auch auf menschliches, ein wachsames Auge zu haben. H. B.

Gemeinnütziges

Hühnersuppe. Das Huhn wird, in zierliche Stücke zerteilt, mit kochendem Wasser übergossen, aufgesetzt. Man gibt alsdann einige braun geröstete Zwiebelscheiben dazu, damit die Fleischbrühe eine gute Farbe erhält. Ist das Fleisch weich, so seigt man die Brühe durch, macht sie mit einer hellen Mehlschwitze sämig, rührt sie mit zwei Eidottern ab und richtet sie über dem von seinen Knochen befreiten Hühnerfleisch an.

Harigelohte und mit der Schale zerhackte Eier mit etwas Weißbrotzutat sind das beste Kükenfutter für die ersten Lebenstage.

Vienenzucht. Starke Korbvögel legen sich öfters schon im warmen Frühlingssonnenschein vor. Das ist kein Zeichen baldigen Schwärmens. Aber man kann daraus schließen, daß das Volk zu den besten Hoffnungen berechtigt, wobei nichts veräußert werden darf. Da richtet man rechtzeitig die Äusfälle und deren Ausstattung und wartet nicht von Tag zu Tag auf einen Schwarm; ein schwarmlustiges Volk schwärmt mit oder ohne Honigaussatz.

Es werden oft Ziegen an Obstbäume gebunden, das ist ein Fehler, denn die Ziegen schälen die Rinde selbst älterer Bäume ab. Sollen aber die Ziegen das Gras unter den Obstbäumen abgrasen, so sind sie derart anzubinden, daß sie die Stämme nicht erreichen können.

Beim Säen der Stiefmütterchen lege man auf sehr gutes und regelmässiges Feuchthalten der Erde; bei Sonnenschein ist auch noch die Ausfaat zu beschatten. Man tötet die gefangenen Fische schnell, kocht sie in der Waschlauge ab und zerleiern sie. In der Nähe größerer Gewässer könnte auf diese Weise die Geflügelfütterung nicht nur verbilligt, sondern auch mannigfaltiger gestaltet werden.

Logogriph.

Mit E verliert es nie im Leben,
Mit O ist's an dem Körper dein.
Die Zeit muß es mit U dir geben,
Mit A nimmt es der Vater Rhein.
Julius Fald.

Silbenrätsel.

Die ersten zwei eine Riffer nennen;
Die letzten zwei vor der Bechlein kennen;
Und wenn du die beiden Worte verbindetst,
Von Ungarn einen Teil du findest.
Fritz Guggenberger.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Dornen, Norden. — Des Umstellrätsels: Ulan, Nepal, Turan, Ebro, Role, Sage, Etna, Bolei, Orel, Orkan, Tula, Ehen. — Unterseeboote.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.